

„glaube mir, spiele mit Catharina nicht das furchtbare Spiel um Leben und Tod.“

„Warum nicht?“ versetzte Heinrich, Catharina fest anschauend; „warum nicht eben so gut mit Euch, als mit jedem Anderen, da ich bis jetzt gewonnen habe?“

„Geht also zu dem König hinauf, mein Herr, da Ihr weder glauben noch hören wollt,“ sagte Catharina mit einer Hand auf die Treppe deutend, mit der andern mit einem von den zwei vergifteten Dolchen spielend, welche sie in der historisch gewordenen Scheide von schwarzem Chagrin trug.

„Geht zuerst hinauf, Madame,“ erwiderte Heinrich; „so lange ich nicht Regent bin, gebührt Euch die Ehre des Vortritts.“

Catharina ertöth alle seine Absichten, wagte es aber nicht, dagegen zu kämpfen, und ging voraus.

XVI.

Die Regentschaft.

Der König fing an ungeduldig zu werden. Er hatte Herrn von Nancy in sein Zimmer rufen lassen und ihm Befehl gegeben, Heinrich zu holen, als dieser erschien.

Karl stieß einen Freudenschrei aus, und Heinrich blieb erschrocken, als ob er sich einer Leiche gegenüber gesehen hätte.

Die zwei Aerzte, welche sich an seiner Seite befanden, entfernten sich; der Priester, der den unglücklichen Fürsten zu einem christlichen Ende ermahnt hatte, zog sich ebenfalls zurück.

Karl IX. war nicht beliebt, und doch weinte man viel in den Vorzimmern. Bei dem Tode der Könige, wie sie auch gewesen seyn mögen, gibt es immer Leute,

die etwas verlieren und dieses Etwas unter dem Nachfolger nicht wieder zu finden fürchten.

Diese Trauer, das Schluchzen, die Worte von Catharina, die finstern und majestätischen Zubereitungen bei den letzten Augenblicken eines Königs, der Anblick dieses Königs selbst, welcher von einer Krankheit befallen war, von der die Wissenschaft damals noch kein Beispiel gehabt hatte, brachten auf den noch jungen und folglich für Eindrücke empfänglichen Geist von Heinrich eine so furchtbare Wirkung hervor, daß er, obgleich entschlossen, bei Karl keine neue Unruhe über seinen Zustand zu veranlassen, wie gesagt, unfähig war, das Gefühl des Schreckens zurückzudrängen, das sich auf seinem Gesichte ausprägte, als er den König ganz von Blut triefend erblickte.

Karl lächelte traurig; den Sterbenden entgeht kein Eindruck bei ihrer Umgebung.

„Kommt hieher, Henriot,“ sagte er, seinem Schwager die Hand reichend, mit einer Weichheit der Stimme, welche Heinrich bis dahin nie bei ihm wahrgenommen hatte. „Kommt, denn es würde mir wehe thun, Euch nicht zu sehen; ich habe Euch in meinem Leben viel geplagt, mein armer Freund, und glaubt mir, ich mache es mir jetzt zum Vorwurf. Zuweilen habe ich denjenigen, welche Euch verfolgten, die Hände gereicht; aber ein König ist nicht Herr der Ereignisse, und außer meiner Mutter Catharina, außer meinem Bruder Anjou, außer meinem Bruder Alençon, hatte ich über mir während meines Lebens etwas Beengendes, was von dem Tage, wo ich den Tod berühre, aufhört: die Staatsraison.“

„Sire,“ stammelte Heinrich, „ich erinnere mich an nichts mehr, als an die Liebe, die ich stets für meinen Schwager hegte, und an die Achtung, welche ich stets für meinen König gehabt habe.“

„Ja, ja, Du hast Recht,“ sagte Karl, „und ich bin Dir dankbar, daß Du so sprichst, Henriot; denn

Du hast in der That viel gelitten unter meiner Regierung, abgesehen davon, daß während dieser Zeit Deine arme Mutter gestorben ist. Aber Du mußtest sehen, daß man mich oft angetrieben hat. Zuweilen widerstand ich, zuweilen aber auch gab ich aus Ermüdung nach. Doch Du hast es gesagt, wir wollen nicht mehr von der Vergangenheit sprechen, nun da mich die Gegenwart drängt, da mich die Zukunft erschreckt."

Und diese Worte sprechend, verbarg der arme König sein leichenblaßes Gesicht in seinen fleischlosen Händen.

Dann nach kurzem Stillschweigen fuhr er, indem er sein Haupt schüttelte, um diesen traurigen Gedanken daraus zu verjagen, und dabei einen Bluthau um sich regnen ließ, mit leiser Stimme und sich gegen Heinrich vorbeugend fort:

"Man muß den Staat retten, man muß es verhindern, daß er in die Hände von Fanatikern oder Frauen fällt."

Karl sprach diese Worte, wie gesagt, mit leiser Stimme, und dennoch glaubte er hinter der Tapete des Bettes etwas wie einen dumpfen Ausruf des Zornes zu vernehmen. Vielleicht gestattete eine, ohne daß es Karl selbst wußte, in der Wand angebrachte Oeffnung der Königin Catharina, diese letzte Unterredung zu belauschen.

"Von Frauen?" versetzte der König von Navarra, um eine Erklärung hervorzurufen.

"Ja, Heinrich," sagte Karl, "meine Mutter will die Regentschaft, bis mein Bruder von Polen zurückkehrt. Aber höre, was ich Dir sage, er wird nicht zurückkommen."

"Wie! er wird nicht zurückkommen? . . ." rief Heinrich, dessen Herz in der Stille vor Freude jauchzte.

"Nein, er wird nicht zurückkommen," fuhr Karl fort; "seine Unterthanen werden ihn nicht gehen lassen."

"Aber glaubt Ihr nicht, mein Bruder, daß die Königin Mutter ihm zum Voraus geschrieben hat?"

"Allerdings; aber Nancey hat den Courier in Chateau-Thierry aufgefangen und mir den Brief zurückge-

bracht. Diesem Briefe nach sollte ich sterben, wie sie sagte. Doch ich schrieb auch nach Warschau; mein Brief, ich bin es fest überzeugt, ist dort angekommen, und mein Bruder wird überwacht seyn. Somit wird aller Wahrscheinlichkeit nach der Thron erledigt."

Ein zweites Schauern, noch merklicher als das erste Mal, machte sich in dem Alfoven hörbar.

„Sie ist offenbar da,“ sagte Heinrich zu sich selbst; „sie horcht, sie wartet.“

Karl hörte nichts.

„Ich sterbe nun ohne männliche Erben,“ fuhr er fort.

Dann hielt er inne: ein süßer Gedanke schien sein Antlitz zu erleuchten, und seine Hand auf die Schulter des Königs von Navarra legend, sprach Karl:

„Ach! erinnerst Du Dich, Henriot, erinnerst Du Dich des armen kleinen Kindes, das ich Dir eines Abends, schlummernd und von einem Engel bewacht, gezeigt habe? Ach! Henriot, sie werden es mir tödten!“

„Oh, Sire!“ rief Heinrich, die Augen von Thränen befeuchtet, „ich schwöre Euch vor Gott, daß ich Tag und Nacht über seinem Leben wachen werde. Befehl, mein König.“

„Ich danke, Henriot, ich danke,“ sprach der König mit einem Ergusse, der seinem Charakter sehr ferne war und nur aus der Lage der Dinge hervorgehen konnte. „Ich nehme Dein Wort an. Mache keinen König aus ihm, . . . glücklicher Weise ist es nicht für den Thron geboren, . . . sondern einen glücklichen Menschen. Ich hinterlasse ihm ein unabhängiges Vermögen; es besitze den Adel seiner Mutter, den des Herzens. Vielleicht wäre es besser für das Kind, wenn man es für die Kirche bestimmen würde; es dürfte weniger Furcht einflößen. Oh! mir dünkt, ich würde, wenn nicht glücklicher, doch ruhiger sterben, hätte ich hier zu meinem Troste die Liebkosungen des Kleinen und das sanfte Gesicht der Mutter.“

„Sire, könnt Ihr sie nicht holen lassen?“

„Die Unglücklichen! sie würden nicht von hier wegkommen. Es ist eine den Königen vorgeschriebene Bedingung: sie dürfen weder nach ihrem Gefallen leben, noch darnach sterben. Aber seitdem ich Dein Versprechen habe, bin ich ruhiger.“

Heinrich dachte nach.

„Ja allerdings, ich habe versprochen, mein König; werde ich aber auch halten können?“

„Was willst Du damit sagen?“

„Ich selbst, werde ich nicht geächtet, mehr noch bedroht seyn, als der Kleine? Denn ich, ich bin ein Mann, und er ist nur ein Kind.“

„Du täuschest Dich,“ antwortete Karl; „bin ich einmal todt, so wirst Du stark und mächtig, und Dieses wird Dir Kraft und Macht verleihen.“

Bei diesen Worten zog der Sterbende ein Pergament unter seinem Kopfstücken hervor.

„Nimm,“ sagte er.

Heinrich durchlief das mit dem königlichen Siegel versehene Blatt.

„Mir die Regentschaft?“ fragte er vor Freude erbleichend.

„Ja, Dir die Regentschaft in Erwartung der Rückkehr des Herzogs von Anjou, und da der Herzog aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zurückkehren wird, so verleiht Dir dieses Papier nicht die Regentschaft, sondern den Thron.“

„Mir den Thron?“ murmelte Heinrich.

„Ja,“ sprach Karl, „Dir, der allein würdig und besonders fähig ist, diese galanten Wüstlinge, diese verlorenen Töchter zu regieren, die von Blut und Thränen leben. Mein Bruder Alençon ist ein Verräther; er wird ein Verräther gegen Alle seyn. Laß ihn also in dem Thurme, in welchen ich ihn gesperrt habe. Meine Mutter wird Dich umbringen wollen, verbanne sie. Mein Bruder Anjou wird in drei, in vier Monaten, in einem

Jahr vielleicht Warschau verlassen und Dir die Gewalt freitig machen; antworte Heinrich durch ein Breve des Papstes. Ich habe diese Sache durch meinen Botschafter, den Herzog von Nevers, unterhandelt, und Du wirst unverzüglich das Breve erhalten."

"Oh, mein König!"

"Fürchte nur Eines, Heinrich, den Bürgerkrieg. Bleibst Du jedoch befehrt, so vermeidest Du ihn; denn die Hugenottenpartei hat nur unter der Bedingung Bestand, daß Du Dich an die Spitze derselben stellst, und Herr von Condé besitzt nicht die Kraft, gegen Dich zu kämpfen. Frankreich ist ein Land der Ebenen, Heinrich, folglich ein katholisches Land. Der König von Frankreich muß der König der Katholiken und nicht der der Hugenotten sein; denn der König von Frankreich muß der König der Mehrzahl seyn. Man sagt, ich fühle Gewissensbisse, daß ich die Bartholomäusnacht gemacht habe; Zweifel, ja; Gewissensbisse, nein. Man sagt: ich schwiße das Blut der Hugenotten durch alle Poren. Ich weiß, was ich ausschwiße, Arsenik und nicht Blut."

"Oh! Sire, was sagt Ihr?"

"Nichts. Soll mein Tod gerächt werden, Henriot, so soll es durch Gott allein geschehen. Sprechen wir hievon nur noch, um die Ereignisse vorherzusehen, welche die Folgen davon seyn werden. Ich hinterlasse Dir ein gutes Parlament, ein erprobtes Heer. Stütze Dich auf das Parlament und auf das Heer, um Deinen zwei einzigen Feinden, meiner Mutter und dem Herzog von Alençon, zu widerstehen."

In diesem Augenblick hörte man in der Vorhalle ein dumpfes Geräusch von Waffen und militärischen Befehlen.

"Ich bin todt," murmelte Heinrich.

"Du fürchtest, Du zögerst?" sagte Karl unruhig.

"Ich!" versetzte Heinrich, "nein, ich fürchte nicht; nein, ich zögere nicht: ich nehme an."

Karl reichte ihm die Hand. Und da sich in diesem

Augenblick seine Amme ihm näherte, einen Trank in der Hand haltend, den sie in dem anstößenden Zimmer bereitet hatte, ohne darauf Achtung zu geben, daß sich das Geschick von Frankreich drei Schritte von ihr entschied, sprach er:

„Rufe meine Mutter, gute Amme, und sage auch, man möge Herrn von Alençon kommen lassen.“

XVII.

Der König ist todt: es lebe der König!

Catharina und der Herzog von Alençon traten, Beide leichenbleich vor Schrecken und zitternd vor Wuth, ein paar Minuten nachher ein. Catharina wußte, wie es Heinrich errathen, Alles und hatte Franz mit wenigen Worten Alles mitgetheilt. Sie machten einige Schritte und blieben dann wartend stehen.

Heinrich stand oben an dem Bette von Karl.

Der König wußte nicht, was vorgegangen war, und erklärte ihnen seinen Willen.

„Madame,“ sagte er zu seiner Mutter, „hätte ich einen Sohn, so würdet Ihr Regentin, oder in Ermangelung von Euch würde es der König von Polen, oder in Ermangelung des Königs von Polen mein Bruder Franz; aber ich habe keinen Sohn, und nach mir gehört der Thron meinem Bruder, dem Herzog von Anjou, welcher abwesend ist. Da er früher oder später erscheinen wird, um diesen Thron zu fordern, so soll er nach meinem Willen nicht einen Menschen an seinem Plaze treffen, der durch beinahe gleiche Rechte ihm seine Ansprüche streitig machen könnte und folglich das Königreich Prä-tendenten-Kriegen preisgeben würde. Darum nehme ich Euch nicht zur Regentin, Madame; denn Ihr hättet zwischen Euren zwei Söhnen zu wählen, was sehr pein-